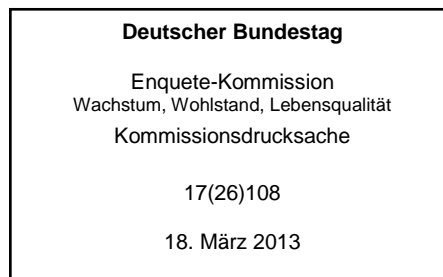


Karl-Heinz Paqué



15. März 2013

Die Replik wird unterstützt von
SV Prof. Dr. Christoph Schmidt und
Abg. Judith Skudelny, Abg. Florian Bernschneider, Abg. Horst Meierhofer

Replik auf die Kommissionsdrucksache 17(26)102

Michael Müller, Dr. Matthias Zimmer: Ideengeschichte des Fortschritts

Das Papier behandelt ein bedeutendes Thema. Es liefert dabei eine inhaltsreiche und interessante Lektüre. Es leidet aber an gravierenden Schwächen und Fehldeutungen, die nicht unkommentiert bleiben dürfen. Im Ergebnis ist es philosophisch, wissenschaftlich und politisch inakzeptabel. Ich begründe mein Urteil im Folgenden in fünf Punkten, die ich als die zentralen, wenn auch keineswegs die einzigen Schwächen des Papiers ansehe. Der Übersichtlichkeit halber beschränke ich mich aber auf diese fünf Kernpunkte, die ich im Folgenden zusammenfasse.¹

1 Zur Geschichte der Diskussion über Grenzen des Wachstums

Das Papier tut so, als sei die Diskussion über die Grenzen des Wachstums in der herrschenden ökonomischen Theorie etwas essentiell Neues (so u. a. im Abschnitt III „Anfänge einer wachstumskritischen Ökonomie“, S. 10ff).² Dies ist falsch oder zumindest grob irreführend. Tatsache ist, dass seit rund 200 Jahren über die Grenzen des Wachstums im jeweils relevanten Bereich immer wieder gestritten wird, und zwar ziemlich nahe am Zentrum der jeweils herrschenden ökonomischen Orthodoxie. Mindestens drei dieser Kontroversen liegen auf der Hand: Malthus' Thesen im frühen 19. Jahrhundert, Keynes' Thesen und die der amerikanischen Stagnationstheoretiker in den 1930er Jahren und die Thesen des Club of Rome in den frühen 1970er Jah-

¹ Diese Punkte wurden in der Projektgruppe 1 in die Diskussion eingebracht und von mir zum Teil auch in einer kurzen kritischen Stellungnahme benannt. Bei der letzten Behandlung des Papiers im Plenum der Enquete vom 11. März 2013 wurde mir allerdings keine Gelegenheit gegeben sie auszuführen.

² Die Seitenzahlen hier und im Folgenden beziehen sich auf die ausgereichte Fassung des Papiers, nicht auf die endgültige Druckversion im Bericht der Enquetekommission.

ren. Fast immer gab es kraftvolle Gegenthesen, zuletzt mit der Betonung der zentralen Rolle des Preismechanismus durch Mainstream-Ökonomen wie der spätere Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Robert Solow, der schon früh seinen Ingenieurskollegen im MIT, die das mechanische Rechenwerk für den Club of Rome geliefert hatten, die völlige Vernachlässigung der Wirkung des Preismechanismus vorhielt. Jedenfalls gehörte spätestens ab Mitte der 1970er Jahre die Frage der Allokation von Ressourcen bei deutlich zunehmender Rohstoffknappheit sowie die Frage Internalisierung weiträumiger negativer Externalitäten zum Standardrepertoire der Mainstream-Ökonomik. Das Papier bemüht sich noch nicht einmal, das entsprechende wissenschaftliche Material im Ansatz zu zitieren, geschweige denn zu verarbeiten. Insofern fehlen fast 40 Jahre der Entwicklung der Volkswirtschaftslehre, und dann ausgerechnet die letzten (!) vier Dekaden. Von einer seriösen Bestandsaufnahme der wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnis kann also nicht die Rede sein.

Tatsächlich unterliegt das Papier einer Art optischen Täuschung der Analyse von Ideengeschichte. Die Autoren unterstellen wohl, dass nur derjenige Wissenschaftler, der in seinem Denken jeden „Trade off“ zwischen unterschiedlichen ökonomischen Zielen ablehnt, also „absolute“ Grenzen auch „absolut“ modelliert, das nötige Problembewusstsein beweist. Nähme man diese Sichtweise ernst, wird die Volkswirtschaftslehre - und die Ökonomik allgemein - ex definitione zu einer inadäquaten Wissenschaft, denn sie verzichtet grundsätzlich auf das Postulieren „absoluter“ Werte. Stets gibt es bei ihr eine Ressourcenkonkurrenz, die es abzuwägen gilt – nach rationalen Prinzipien der Opportunitätskosten und nicht nach Wertpostulaten, die exogen gesetzt oder politisch vorgegeben werden. Aus meiner Sicht gibt gerade dies ihr die analytische Stärke und die demokratische Attraktivität, weil sie totalitäre Gewissheiten vermeidet. Jedenfalls lehne ich die Art der Behandlung der ökonomischen Wissenschaft in diesem Papier strikt ab.

2 Zur Darstellung von Katastrophen des Kapitalismus

Das Papier tut so, als seien die humanitären Katastrophen des 20. Jahrhundert in hohem Maße kausal auf das Konto des kapitalistischen Wachstums und dessen Ideologie zurückzuführen. Diese Sichtweise wird in den euphemistischen Terminus der „Dialektik der Aufklärung“ (in Kapitel II, „Die Aufklärung und ihre Folgen“) gekleidet,

aber enthält doch harte Behauptungen. So S. 12: „Wenn es nicht frühzeitig zu einer politischen Modernisierung kommt, löst die Marktgesellschaft massive Erschütterungen und tiefe Krisen aus, die auch Ursache für die großen Katastrophen des letzten Jahrhunderts waren“. Zustimmend wird Eric Dunning zitiert, der die damit in Zusammenhang gebrachte menschliche Barbarei als „dezivilisatorischen Downswing“ bezeichnet hat und dessen schlimmstes Beispiel der Holocaust im letzten Jahrhundert war.“

Diese Sichtweise, also die Kausalkette vom Kapitalismus über die massiven Erschütterungen bis zum Holocaust, ist mindestens abenteuerlich und, wenn man sie ernst nimmt, auch ethisch überaus fragwürdig. Tatsache ist doch dreierlei: (i) Jene Länder, die im 20. Jahrhundert dem Nationalsozialismus bzw. dem Faschismus verfielen, waren Länder, die weder besonders „kapitalistisch“ waren, noch vor der Machtübernahme des Rechtsradikalismus auf längere Sicht besonders schnell wirtschaftlich wuchsen, allen voran Deutschland und Italien, beides Länder, die schon im Vorfeld alles andere als exemplarische Marktwirtschaften waren. Das waren dagegen im Vergleich die Vereinigten Staaten, und die verfielen gerade nicht dem Rechtsradikalismus, sondern blieben trotz Kapitalismus und massiver Wirtschaftskrise in der Großen Depression (in den USA vom Ausmaß her die schlimmste weltweit!) demokratisch und vergleichsweise liberal. (ii) Die „andere Familie“ von Katastrophen des 20. Jahrhunderts, der Stalinismus und andere Formen des Kommunismus, war explizit verbunden mit einer Ideologie der Abwendung von Kapitalismus und Marktwirtschaft, wenn auch nicht des forcierten kollektivistischen Wachstums, was allerdings nichts zu tun hat mit einer „modernen“, marktwirtschaftlichen Konzeption des Wachstums (siehe unten Punkte 4 und 5). Als Kronzeuge für Skepsis gegenüber marktwirtschaftlichem Wachstum ist sie offenbar völlig ungeeignet. (iii) Zeiten des längeren kapitalistischen Wachstums waren typischerweise auch Zeiten des Erfolgs diskriminierter Minderheiten wie der Juden. Gerade Deutschland ist dafür ein herausragendes Beispiel: Jüdische Unternehmer waren im Zuge des Wachstums im Kaiserreich in zentralen Bereichen der Marktwirtschaft höchst erfolgreich (z. B. im Einzelhandel, im Bankwesen, in der Presse, in den freien Berufen, aber auch in den schnell wachsenden Industrien, vor allem jenen mit modernster Technologie). Nicht der Kapitalismus machte die Juden zum Opfer, sondern der Hass, der ihr emanzipatorischer Erfolg erzeugte. Dieser Erfolg war aber das Ergebnis der Chancen, die die Marktwirt-

schaft der Minderheit eröffnete. Es ist fast zynisch, diese wohlbelegten Zusammenhänge zu ignorieren, wie das Papier es tut.

3 Zur Methodik der empirischer Forschung

Das Papier tut so, als seien die Methoden der modernen empirischen Forschung letztlich das Ergebnis einer erkenntnistheoretischen Leistung, die die Natur als etwas dem Menschen Gegenüberstehendes versteht – in den gelehrten Worten des Papiers: „res cogitans“ gegenüber „res extensa“. Zitiert wird dabei Francis Bacon, der in einem unappetitlichen Wortbild davon sprach, die Natur müsse auf die „Folterbank der Experimente“ gespannt werden und der Mensch müsse die Natur besiegen (Kapitel II, Abschnitt „Naturvergessenheit und Subjekt-Objekt-Spaltung“, S. 15-17 und anderswo). Demgegenüber wird ein ganzheitliches Verständnis postuliert, wie es angeblich Goethe vertreten haben soll, dessen methodische Gedanken zur Naturforschung im späten 19. Jahrhundert nicht mehr ernst genommen wurden, was die Autoren des Papiers bedauern (S. 16-17).

Die Darstellung des Papiers und allemal die gezielt wertend gewählten Zitate sollen wohl suggerieren, empirische Wissenschaft betreibe eine Art „übles Geschäft“ mit der Natur – ohne Verständnis für diese, einfach darauf aus, Informationen aus ihr heraus zu quetschen, wie aus einem Menschen, dessen Geständnis durch Gewalt erzwungen wird und gerade deshalb Unwahrheiten enthält. Diese Darstellung ist in zweierlei Hinsicht inakzeptabel: (i) Sie setzt in perfider Weise die wissenschaftlich nötige Kontrolle eines „experimental design“ mit dem Erzwingen menschlicher Aussagen gleich. Nähme man diesen Vergleich ernst, würde sich naturwissenschaftliche, ökonometrische, soziometrische oder gleich welche Art von „Randomisierung“ als ethisch verwerflich darstellen. Eine absurde Konsequenz, die – so ist zu vermuten – wohl auch die Autoren des Papiers nicht gerne ziehen würden. Aber was soll dann außer Diffamierung die Gegenüberstellung von wissenschaftlicher Methodik und Folterpraktiken? (ii) Das Papier gibt keine Auskunft darüber, wie „ganzheitliche“ wissenschaftliche Methodik aussehen kann. Tatsächlich mag man einräumen, dass die Goethekritik, was dessen Naturforschung betrifft, im späten 19. Jahrhundert überheblich und arrogant ausfiel, aber gleichwohl gilt, dass Goethe keine methodischen Alternativen zu bieten hatte. So wandte sich Goethe gegen den Einsatz von Mikroskopen in der

Naturforschung (und damit auch zur Prüfung von Farbenlehren wie seiner eigenen, die sich ja später als falsch erwies!). Wäre man Goethes Rat gefolgt, hätte man die Wissenschaft ganz offensichtlich an maßgeblichen Fortschritten gehindert, nur um die „Ganzheitlichkeit“ der Naturerfahrung zu bewahren. Wäre das wirklich wünschenswert gewesen? In jedem Fall liefert das Papier nichts an Beiträgen zu einer alternativen Methodik, die modernen Anforderungen der Erkenntnis standhalten könnten.

4 Zur Rolle des Wachstumspositivismus

Das Papier tut so, als sei der Wachstumspositivismus des späten 19. Jahrhunderts - und überhaupt dessen Fortschrittsglaube im Sinne eines kruden Positivismus – weitgehend unverändert bis in die jüngste Zeit als philosophische Grundposition und als dominierende Kraft des Zeitgeistes konserviert geblieben (Kapitel II, Abschnitt „Historizismus und Fortschrittserwartung“, S. 17ff und anderswo). Diese Vorstellung ist in geradezu grotesker Weise falsch. So hat es in der Philosophie eine überaus harte und langwierige Auseinandersetzung mit den Ideen des Positivismus aus Sicht des Kritischen Rationalismus gegeben. Sie ist maßgeblich mit Karl Popper (und später in Deutschland: Hans Albert) verbunden. Popper kritisierte den Positivismus (etwa eines Auguste Comte) aus der erkenntnistheoretischen Einsicht heraus, dass wir nur Falsches widerlegen, aber nicht Wahres endgültig beweisen können, sich also der Erkenntnisfortschritt auf die Falsifikation und nicht die Verifikation konzentrieren muss. Popper kritisierte einen Historizismus (etwa eines Hegel oder Marx) als Lehre, die vorgibt, Gesetze der Geschichte erkennen und daran politische Handlungsempfehlungen knüpfen zu können. Beide Popperschen Kritiken bestehen aus meiner Sicht zu Recht und markieren eindeutig einen radikalen Bruch mit dem Erbe des Positivismus (und des deterministischen Sozialismus). Popper hat die Kritiken in großen, vielzitierten und –diskutierten Werken präsentiert, vor allem in „Logik der Forschung“ und „Das Elend des Historizismus“, beide vor über 50 Jahren veröffentlicht. Ihnen folgte eine wahre Flut von philosophischen Werken in ihrem Geiste, von Thomas Kuhn, Imre Lakatos, Paul Feyerabend u. a., die zwar Popper z. T. wissenschaftssoziologisch kritisierten, aber keineswegs zurück zum Positivismus, sondern eher in die Gegenrichtung gingen. In dem Papier kommen Popper und seine Nachfolger überhaupt nicht vor. Entweder liegt dies an der unprofessionellen Auswertung

der Literatur durch die Autoren oder an der Tatsache, dass die neuere Entwicklung die vordergründige Schlüssigkeit des gedanklichen Spannungsbogens des Papiers – vom Positivismus des 19. Jahrhunderts zu heute – empfindlich stört.

Was für die rein philosophische Ebene gilt, ist gleichermaßen relevant für das Praktisch-Politische. Immerhin hat die Poppersche Denkweise über Bundeskanzler a. D. Helmut Schmidt, der sich stets zu Poppers Philosophie bekannte, direkten Eingang in die Tagespolitik unseres Landes gefunden. Die Strategie der „kleinen Schritte“ im Unterschied zum „großen Wurf“, also die Stückwerktechnologie im Sinne Poppers, war über Jahrzehnte die dominante Geisteshaltung einer ganzen Generation von Politikern - anders ist die politische Geschichte der Bundesrepublik Deutschland wohl kaum vernünftig zu interpretieren. Auffallend ist dabei, dass im Rahmen dieser Philosophie längst von der Politik zur Kenntnis genommen wurde, dass jährliche Raten des realen Wirtschaftswachstums von über vier Prozent, wie sie in den 1960er und 1970er Jahren üblich waren, als historische Ausnahmen zu deuten sind. Das Papier durchziehen Forderungen, dies müsse nun endlich erkannt werden, obgleich es - nüchtern betrachtet – längst erkannt ist. Hier wird auf durchsichtige Weise eine positivistische Zielscheibe aufgebaut, die anschließend dazu dient, mit der Forderung nach einer radikalen Umkehr beschossen zu werden.

5 Zum Verständnis von Wissensmehrung

Das Papier tut so, als gäbe es eine Art „Ökonomisches Naturgesetz“, das niedrigere Wachstumsraten erzwänge (so sinngemäß S. 34). Daraus folge dann, dass man sich tunlichst auf diese einstellt, bevor das schwache Wachstum als eine Art „Notfall der Gesellschaft“ (S. 37) auf diese niederkommt. Vor allem die Schlussabschnitte des Papiers in Kapitel III („Der Niedergang der Legitimationskraft“) und IV („Ausblick“) sind voll von wichtigen Bildern, die den Raubbau am Menschen (S. 32: „Immer mehr, immer weiter, immer schneller“) sowie an der Zukunft und der Natur beschwören. Vor allem wird postuliert, jeder Versuch von mehr Wachstum werde, wie die letzte Dekade der Blasenbildung gezeigt habe, nur mit einer neuen Welle der Verschuldung, einer „Ökonomie der Kurzfristigkeit“ (S. 33) zu haben sein. Eine „Wachstumsentschleunigung“ (S. 32) sei notwendig, genauso wie eine Politik der „Rückkehr zu menschlichem Maß“ (S. 35).

Es ist sehr schwierig, auf diese Aussagen und Forderungen rational zu antworten, weil sie selbst keinerlei Referenzsystem enthalten: Was heißt „Wachstumsentschleunigung“, was „menschliches Maß“? An keiner Stelle des Papiers gibt es dazu präzise Hinweise. Es sind klassische Leerformeln, die sich sowohl der wissenschaftlichen als der politischen Operationalisierbarkeit entziehen. Es sind einfach Aufrufe an die Menschen in Deutschland, doch endlich die Hast zu beenden, so wie Ludwig Erhard Ende der 1950er Jahre „Maßhalteappelle“ aussandte, was allerdings bei Wachstumsraten geschah, die tatsächlich im historischen Vergleich einmalig hoch waren. Heute liegt das Wachstum – als Ergebnis dezentraler marktwirtschaftlicher Koordination – in Deutschland in Größenordnungen, die im langfristigen Vergleich keineswegs als überhöht, aber auch nicht als extrem niedrig gelten können. Eher schon als eine Art Normalität, die in hochentwickelten Industrienationen im langfristigen Durchschnitt liegt.

Aus diesen Gründen sind eigentlich nur jene Kritiken und Forderungen des Papiers interessant, die behaupten, selbst dieser langfristige Durchschnitt sei langfristig nicht haltbar. Ein Schlüssel dazu (genaugenommen: der einzige Schlüssel) liegt im Papier in der Aussage auf S. 34: „Allein die Aufrechterhaltung von konstanten Wachstumsraten erfordert in entwickelten Industriegesellschaften immer höhere absolute Beträge“, die immer schwerer zu erreichen sind.“ Die im Papier unbeantwortete, ja noch nicht einmal gestellte Frage lautet: Warum? Ist langfristiges Wachstum bei einigermaßen konstanter Bevölkerung allein Ergebnis der Zunahme des marktfähigen Wissens in Form nachhaltiger Innovationskraft, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, warum diese Zunahme ins Stocken geraten soll: (i) Es gehen uns die neuen Ideen aus; und/oder (ii) die Ideen, die wir haben, leisten für die Wertschöpfung immer weniger.

Beides ist möglich, aber mit Blick auf die historische Erfahrung eher unwahrscheinlich. Bisher hat zusätzliches Wissen nicht nur zu weiteren offenen Fragen geführt, sondern auch in der Regel für genug hinreichend begabte Menschen, die sich der Beantwortung dieser Fragen erfolgreich angenommen haben. Dass sich die Anzahl der Fragen dabei erhöht, war in der Vergangenheit kein Grund zur Wachstumsabschwächung. So liegt der Trend des Fortschritts der Arbeitsproduktivität heute in derselben Größenordnung wie vor 100 Jahren zur Zeiten des Kaiserreichs, das gemeinhin als Phase des schnellen Wachstums firmiert. Ähnliches gilt für die marktgemäße Umsetzung des Wissens, auch diese gelingt heute in ähnlicher Weise wie früher.

Daran haben weder die weltweite Knappheit an Ressourcen noch sonst ein Wandel etwas ändern können. Ob dies so bleibt, weiß ich nicht, aber ich behaupte auch nicht, es zu wissen – ganz im Gegenteil zu dem Papier, das einen Wandel als geradezu selbstevident proklamiert. Dies ist eine Anmaßung des Wissens, die der Komplexität des Wandels nicht gerecht wird. Dies gilt umso mehr, als in den nächsten Dekaden eine große Zahl von Menschen (und zwar nicht nur „Hände“, sondern auch „Köpfe“) in die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung hineinwachsen und damit eigene Innovationskraft entwickeln werden. Das simple Bild des Endes eines sog. linearen Wachstums ist deshalb genauso fragwürdig wie die Annahme, die Linearität würde sich in der Zukunft einfach fortsetzen.

Gerade in der mechanistischen Vorstellung eines „Ende des Wachstums“ oder einer nicht weiter spezifizierten „Entschleunigung“ ist das Papier deshalb inakzeptabel. Es behauptet etwas, was wir nicht wissen können, und es zieht daraus weitgehende Schlussfolgerungen. Es glaubt – ganz in der Tradition des Historizismus, die Karl Popper zu Recht kritisiert – wir hätten ein gesichertes Wissen über eherne Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung, und zwar diesmal durch neue drohende Knappheiten an globalen Ressourcen und Klimastabilität. Diese Sichtweise verlässt die traditionelle methodische Erkenntnisbasis und die empfohlene politische Praxis der Sozialen Marktwirtschaft. Ich lehne Sie deshalb ab.